

Nando, der Dieb

Autor(en): **Sajani, Goffredo / Tschiedel, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 14

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verborgenen Waldwinkel, lebt und webt. Wir wissen nicht, ob dieses Gestern besser ist als das Heute; denn wir vermögen nicht zu beurteilen, ob die Menschen dieser abseitigen Bauernwelt ihr ärmliches Leben als Glück oder Unglück bewerten. Eines aber wissen wir mit Sicherheit: dass auch über einem entbehrenden Leben ein grosser Segen liegen kann, wenn das menschliche Herz nur guten Willens ist, zu seinem Schicksal ja und amen zu sagen.

Und etwas von dieser Ergebenheit, die der Anfang jenes ewigen Friedens ist, der höher ist als alle Vernunft, strahlt uns entgegen aus manchem Bauerngesicht, das lächelnd dem seltsam befrachteten Bennenwagen nachblickt. Und sie leuchtet am verklärtesten aus dem Mutterbild der Heiligen Notburga in der Kirche zu Bühl. Während wir versunken sind im Anblick ihrer innig fraulichen Züge, setzt sich eine Kameradin an die Orgel und

spielt eine Bachfuge. Es ist eine seltsame Weihestunde: protestantische Kirchenmusik in einer katholischen Wallfahrtskirche. Aber wir glauben fest daran, dass es nicht auf das Was, sondern auf das Wie des Bekennens ankommt. Und haben sich nicht der evangelische Tonmeister Johann Sebastian Bach und der unbekannte katholische Schöpfer des Notburga-Bildes, beide dem frommen Zeitalter des Barocks angehörend, letzten Endes im absoluten Erlebnis ihrer inbrünstigen Gottessehnsucht nahe berührt?

Nur der Geist der Duldsamkeit, nur die Ehrfurcht vor der Glaubens- und Gewissensfreiheit unserer Nächsten bringt die Menschen weiter auf dem Wege einer wahren Kultur. Diese Erkenntnis tragen wir frischgebackenen Lehrer aus der Schule ins Leben hinaus — und sie beglänzt als freundlicher Stern unsere gemeinsame Frühlingsfahrt über die Grenzen der Länder und der Konfessionen.

Ruth Blum

Nando, der Dieb

Auch dieser Tag war unversehens da: Nando klopfte an die Tür seines alten Vaterhauses, und eine Stimme antwortete von innen: «Herein!» Wie andere Male schon fuhr es ihm durch den Sinn: Selbst wenn ich ein Missetäter wäre, in diesem Hause würde man doch immer «Herein!» rufen. Einen Augenblick wartete er noch, der gesenkte Kopf streifte die Tür. Er überlegte: Bin ich nicht wirklich in gewissem Sinne ein Dieb?

«Herein!» rief die Stimme von drinnen.

Nando stiess die Tür auf. Ein guter, warmer Geruch von frischgeschöpfter Minestra stieg ihm in die Nase. Ein Freudenschrei liess ihn zusammenfahren, er fühlte sich krampfhaft umklammert: «Du, du mein lieber Junge! Du hier! Und jedesmal ohne uns vorher zu benachrichtigen ...» Ein altes Frauchen, ein in fadenscheinige schwarze Kleidung gehülltes Häuflein Elend sank leise schluchzend in die Knie.

Er beugte sich herab; die bebenden Hände umschlossen dieses leidgebeugte Haupt, das er in einem ersten unwiderstehlichen Aufwallen der Ergriffenheit an sich presste. Als er es wieder freigab, küsste er lange das geliebte weisse Haar, das einstmals schwärzer gewesen war als sein eigenes. Sanft bat er: «Steh auf, Mutter, ich bitte dich.» Sie stützend, wandte er sich, um die andere, auch

schwarz gekleidete Frau zu begrüssen und zu umarmen, die ganz verdutzt über das unvermutete Auftauchen des Bruders danebenstand.

«Und du, Paolina, wie geht es dir?»

«?»

«Bist du wieder gesund? Kannst du arbeiten?»

Die zwanzigjährige Schwester, blass, abgezehrt und viel älter scheinend, schaute ihn immer noch stumm und wie verzaubert an. Sie fühlte sich auch gar unscheinbar vor diesem Bruder, von dem alle sagten, wie reich, aussergewöhnlich begabt und hochgeachtet er sei. Deswegen vielleicht fragten ihre Augen mehr als ihr Mund? «Willst du mit uns essen?» und spiegelten ihre Betroffenheit wider.

«Aber selbstverständlich!» rief die Mutter. «Nando ist doch nicht hochnäsiger. Nando weiss nur zu gut, dass wir arme Leute sind. Und schliesslich» — ihr Stimme sank zum Flüstern — «als Kind ist er ja auch an dieser Krippe satt geworden ...»

«Mutter, warum sagst du das?»

«Lasst gut sein, mein Nando. Du bist jetzt wohlhabend, verkehrst mit feinen Leuten, so dass unser ärmlicher Tisch dir wirklich eine Futterkrippe scheinen mag. Doch schliesslich fühlen wir uns auch wohl dabei, weisst du.»

Forschend blickte er seiner Mutter in die Augen. In ihnen, gross und klar, erkannte er wieder jene selbstsichere Gelassenheit, die ihn während der ersten stürmischen Zeit seiner Laufbahn gestählt, bis er sich erhobenen Hauptes zum Siege durchgerungen hatte. Er wusste sehr wohl, dass es dieser armen alten Frau, die zweimal verwitwet war, ganz und gar nicht so ging, wie sie vorgab; er wusste von einem langen Leben voller Kämpfe und Schicksalsschläge, Entbehrungen, ja nackter Armut, zu deren Milderung er wenig oder nichts getan hatte ...

Die Mutter verstand: «Sieh mich nicht so an, Nando. Glaub mir, wenn es nicht schlechter kommt, sind wir's so zufrieden.»

Sie setzten sich an den Tisch. Paolina war inzwischen verschwunden.

«Wohin ist sie gegangen?» erkundigte sich Nando, umherschauend.

«Sie holt wahrscheinlich schnell ein paar Früchte oder etwas Süsses.» — Und da er sich darüber ungehalten zeigte, versuchte sie ihn abzulenken: «Schmeckt dir meine Minestra immer noch? Wenn du ein paar Tage dableibst, werde ich dir all deine kleinen Lieblingsgerichte von früher wieder kochen.»

Er schüttelte den Kopf: «Ach nein, liebe Mutter. Morgen muss ich wieder fort.»

«Du bist immer der gleiche» kommst nur, um wieder wegzufahren.»

«Was willst du: Pflichten, angefangene Arbeiten.»

«Ich weiss schon, ja ja, du hast recht: erst die Pflicht, dann das Uebrige. Doch nun iss, Lieber, iss und denk an nichts anderes.»

Die Augen wieder auf den Teller gesenkt, machte Nando sich Vorwürfe, dass er seine Mutter anlog; denn ihn riefen durchaus keine Verpflichtungen. Er hätte eine Woche lang bei ihr bleiben können. Sogar zwei, wenn er wollte. Doch er wollte, oder besser: er konnte nicht. Weil diese aus echtem Stolz uneingestandene Bedürftigkeit ihn drückte; weil der beissende Gegensatz zwischen dem Wohlstand seines eigenen Heimes und den Sorgen im Hause der Mutter sein Herz bluten liess. Gewiss, in bescheidenem Ausmass hatte er sie stets unterstützt und jetzt, da seine Position gesichert war, half er etwas mehr. Aber weiter konnte er nicht gehen, da er für seine eigenen Kinder vorsorgen musste, die etwas lernen sollten.

«Woran denkst du, Nando? Das heisst, was denkt mein lieber Ingenieur?»

Er hob den Kopf und versuchte zu lächeln: «Nichts Besonderes, Mutter. Doch sag' jetzt mal, wie steht es mit den ... Finanzen des Hauses?»

Errötend schneuzte sich. «Nicht so arg, Lieber. Doch weisst du, jetzt, da dein Bruder Silvio auf unbestimmte Zeit im Spital liegt, und Tilde, die allein von deinen beiden Schwestern etwas zum Haushalt beisteuerte, sich verheiratet hat, könnte es böse aussehen, wenn du nicht wärest. Denn Paolina verdient ... ich sage es lieber nicht, du würdest lachen. Und auf was sich heute meine Pension reduziert, das kannst du leicht ausrechnen. Doch ich tröste mich immer: wenn es nicht schlechter kommt, sind wir's so zufrieden.»

Nando sprang auf und zog die arme alte Frau an seine Brust. «Ach Mutter, Mutter, kommt mit mir! In meinem Hause sollts du es gut haben und brauchst dich um nichts mehr zu sorgen.»

Mit nassen Augen antwortete sie: «Ich sage es immer, weisst du? Wenn nicht noch die beiden andern guten Kinder ein Daheim haben müssten, würde ich meine Tage bei meinem Nando beschliessen.»

In dem Augenblick kam Paolino zurück: «Was ist los? Warum weint ihr wieder? Siehst du, Nando, wenn du uns besuchst, geht es Mutter nachher drei oder vier Tage lang schlecht und sie weint immerzu.»

«Gar nicht wahr», fiel ihr die Mutter ins Wort. «Paolina übertreibt alles.»

«Nein, nein, es ist schon wahr. Doch jetzt, mein lieber Herr Ingenieur und Bruder, bitte wieder zu Tisch und von diesen guten Dingen gekostet! Lauter hochherrschaftliche Sachen!»

Also bin ich tatsächlich ein Dieb, dachte Nando wieder. Jedesmal wenn ich meine Mutter besuche, raube ich ihr drei oder vier Tage Ruhe.

Paolina holte aus den Tüten alle möglichen Herrlichkeiten hervor, die sie auf den Tisch stellte, und entkorckte dazu noch eine Flasche alten Weines.

«Was für ein Leichtsin», bemerkte Nando, sich zu einem Lächeln zwingend. «Sag' mal, Paolina, bist du nicht recht gescheit, soviel Geld auszugeben?»

«Ruhe!» gebot drollig die Mutter. «Heute ist hoher Festtag: für das Morgen wollen wir auf Gott vertrauen.»

In heiterer Stimmung assen sie. Die beiden Frauen wetteiferten im Auskramen dieser und jener kleinen Begebenheit aus Nandos Kindertagen. «O ja, er war unglaublich verschlossen, eigenbrötlerisch, aber so lerneifrig und gutherzig.»

Er liess sich wiegen vom sanften Geschaukel fernere Erinnerungen, sah sich gern wieder als Knaben und lauschte den Klängen von einst. Doch in seinem Geist haftete, flimmernd zwar, aber immer lebendig und erkennbar, das Bild vom Diebe. Vom feigsten aller Diebe: weil er in ein Haus geht, in dem man ihm stets «Herein!» zuruft; weil er beim Eintreten so tut, als wolle er Beistand, Herzensgüte bringen . . . Statt dessen eilt er gleich wieder fort, nachdem er sich das einzige Gut angeeignet hat, das in dieser armen Hütte noch Wert besitzt: die heilige Ruhe. Diese arme Hütte ist nichts anderes als das Herz einer alten Mutter. Dieb, Dieb, Dieb!

Paolina hob ihr Glas: «Zum Wohl!» — «Zum Wohl!»

Ohne sich dessen recht bewusst zu werden, fragte Nando: «Du bist ein grosses Mädchen geworden, Paolina. Wann heiratest du?»

Die alte Frau warf ihm einen tadelnden Blick zu, doch seinen Gedankengang erratend, liess sie sich entfahren: «Der andere im Spital ist doch auch noch da.»

Paolina schaute vom einen zur andern. «Was hat denn Silvio damit zu tun, wenn ich mich verheirate? Was führt ihr nur für Reden?»

«Nichts, nichts», beruhigte gleich der Bruder. «Mutter wollte nur sagen, dass . . . er als der Aeltere vor dir heiraten müsste.»

«Ach so, das stimmt.»

Nando grübelte inzwischen über seinen Rückzug nach. Er leerte noch ein Glas, sprang auf und

griff nach Hut und Mantel. «Mutter, ich gehe schnell zur Post nachsehen, ob Telegramme für mich gekommen sind. Ich erwarte ein dringliches: ist es da, werde ich heute noch weiterreisen müssen.»

«Nein, nein!» flehten beide Frauen.

Er riss die Schultern zusammen. «Geschäfte, die Pflicht, meine Lieben», und ging hinaus, um nach einer Viertelstunde zurückzukehren.

«Nun?» forschte die Mutter beklommen.

«Ich muss wegfahren; doch ich beschwöre dich, Mutter, weine nicht, sonst komme ich nie wieder.» Er zog die Tischschublade auf und warf hastig einige Banknoten hinein. «Leb wohl, liebe Mutter. Wenn Paolina mir schreibt, du habest diesmal nicht geweint, verspreche ich dir, recht bald wieder zu kommen.»

Die alte Frau, die eben noch in ihrem Stuhl zusammengesunken schien, richtete den Oberkörper auf. Ein Ruck ging durch ihre ganze schwächliche Gestalt, und sie stand da, aufrecht und gestrafft. «Sieh mich an, Nando» — ihre Gesichtszüge verzerrten sich schmerzlich — «glaubst du, ich könnte weinen, wenn du es nicht haben willst?»

«O Mutter! . . . jetzt will ich dir sogar noch deine Tränen rauben. Ich bin ein Erzdieb, verstehst du?» Er entriss sich ihrer Umarmung, warf Paolina, die mit feuchten Augen danebenstand, einen Kuss zu und stürzte wie gejagt von dannen.

Goffredo Sajani
(Deutsch von M. Tschiedel)

Die Schatzsucher

Kurzgeschichte von Jakob Hess

Wolkenfetzen flatterten unruhig wie verlorene Seelen; der Nachtwind sauste durch Pappeln und Weiden, wisperte im Erlendickicht und strich übers tintenschwarze Moor hin.

Am Riedufer schlich ein Trüpplein von Menschen. Den Weg erhellte eine Laterne, die der Erste vorsichtig vorantrug. Die übrigen schleppten Spaten und Hacken, daneben leere Säcke mit sich.

Bedachtsam den Sumpflöchern ausweichend, näherten sie sich den Felsstufen, welche im Osten des Moores aufragen, aus breiten Sandsteinbänken geschichtet. Der Steinwulst, überwachsen mit Föhren und Krüppeleichen, hiess «Im Wolfshag». Am Fusse der überhängenden Mauer versammelten sich

die Nachtwandler, stellten das Werkgerät an die Wand und legten die leeren Säcke beiseite.

«Hier muss der Schatz liegen!» erklang die Stimme der fuchsgesichtigen Dachsloch-Verena. «Die Franzosen werden ihre Kriegskasse beim Rückzug nicht draussen im Sumpf vergraben haben. Simon, was meinst du?»

«Dasselbe!» gab der Angesprochene zurück, ein Mensch mit kantig vorspringendem Kinn und unsicher schielenden Augensternen, was zusammen recht komisch wirkte. «Das Kreuz hier im Sandstein ist sicher schon alt und gewiss nicht ohne Zweck eingemeisselt.»